

Jörg W. Rademacher

James Joyce

Ein Leben in sieben Stationen

Jörg W. Rademacher

James Joyce

Ein Leben in sieben Stationen

 Wissenschaftlicher Verlag Trier

Jörg W. Rademacher:
James Joyce: Ein Leben in sieben Stationen
Trier: WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2009
ISBN 978-3-86821-083-5

Umschlagbild: Petra Jenny Vock (2009)
Umschlaggestaltung: Brigitta Disseldorf

© WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier, 2009
ISBN 978-3-86821-083-5

Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit
ausdrücklicher Genehmigung des Verlags

WVT Wissenschaftlicher Verlag Trier
Bergstraße 27, 54295 Trier
Postfach 4005, 54230 Trier
Tel.: (0651) 41503, Fax: 41504
Internet: <http://www.wvttrier.de>
E-Mail: wvt@wvttrier.de

*Peter F. und Uwe S. zugeeignet,
frühen Wegbegleitern in Westfalen in Sachen James Joyce*

Inhalt

Vorwort	9
A und O einer Autorenexistenz: Sieben Stationen im Leben des James Joyce – Skandalon oder Mammon?	11
Station I: Auf den Spuren der Ahnen in Cork und Dublin	21
Station II: Verfallsgeschichte einer bürgerlichen Familie Irlands (1882-1898)	35
Station III: Kopf oder Bauch: Probieren geht über Studieren (1898-1904)	67
Station IV: Mit und aus der Kunst leben, ohne von ihr zu leben (1904-1915)	126
Station V: Exil vom Exil – Zürich/Triest (1915-1920)	213
Station VI: Wege ins Pariser Labyrinth (1920-1939)	245
Station VII: Das Kreuz der Korrekturen in ›Finnegans Wake‹ (1939-1941)	395
James Joyce überleben	412
James Joyce lesen	414
Anhang	419
Bibliographie	419
1. Primärliteratur: James Joyce	419
2. Kapitelbibliographien	423
Zeittafel James Joyce	441
Danksagung	445
Register.....	447

Vorwort

Jede Biographie eröffnet neue Perspektiven. Das vorliegende Porträt in Prosa beruht auf dreißig Jahren eigener Suche nach einer plastischen Vorstellung von James Joyce und ist auf den Schriftsteller der europäischen Moderne orientiert. Dabei wird er erstmals auch aus Sicht deutschsprachiger Kulturen in Österreich, der Schweiz und Deutschland betrachtet.

Hier tritt Joyces Passion für Fremdsprachen in den Vordergrund. Ihr lebt er im Werk wie in zahllosen Briefen, in denen er zunächst das verkannte Genie, dann den berühmten Autor, zuletzt das verlassene Genie inszeniert, um so das »literarische Feld« (Pierre Bourdieu) für seine Ziele und Zwecke zu nutzen. Folglich ist das Schreiben seine Profession in allen Spielarten: auf Englisch wie beim Übersetzen in die eigene oder in eine fremde Sprache. Die Parodie des Schreibens bis hin zur Verwandlung von Worten in Klang- und Sinnschichten in »Finnegans Wake« wird zu Joyces Lebenselixier.

Mit der vorliegenden Biographie wird mitnichten der Versuch gewagt, Richard Ellmanns Klassiker von 1959 zu korrigieren. Dies Unterfangen wäre allein am Text seines »James Joyce« direkt möglich und mit Hilfe der Erben vielleicht zu bewerkstelligen. Ellmann ging es um »James Joyce zwischen Leben und Kunst«, diese Biographie eines Schriftstellers indes ist gleichermaßen Lebens- und Werkentstehungsgeschichte (vgl. Reinhard Baumgarts Wendung »Lebensgeschichte als Produktionsgeschichte«). Meine Sicht auf Joyces Leben und Werk hat sich beim Forschen, Lesen, Reisen und Schreiben im Lichte eines Wortes von John Worthen ausgeformt: »Wenn wir die Dinge aus einer Perspektive sehen, nimmt alles die Form an, die ihr diese Perspektive verleiht. Und keine andere Form ist sichtbar.«

So treibt Joyces Lebens- und Arbeitsweise aus europäischer Sicht eine eigene, multiplen Formen verpflichtete biographische Darstellung hervor. Er reist und schreibt viel in den dreißiger Jahren. Es gibt dann statt eines einzigen Erzählfadens deren viele, die hier auch mit Hilfe der Memoirenliteratur als »Polylog« gestaltet werden. Mit Bezug auf Gestalt und Gehalt leitete mich Oscar Wildes Diktum, wonach die höchste wie die niedrigste Form der Kritik eine Art Autobiographie sei, da ich als Leser, Sprachlehrer, Autor, Übersetzer und Herausgeber ihrem Gegenstand nachgespürt habe.

Jörg W. Rademacher
Leer (Ostfriesland), März 2009



Abb. 1: James Joyces Grab auf dem Friedhof von Zürich-Fluntern
(Foto: Karlheinz Pötter)

A und O einer Autorenexistenz: Sieben Stationen im Leben des James Joyce – Skandalon oder Mammon?

»Etwas aber gab es, das ihn immer und immer begleitete, das war seine im Tiefsten verankerte Beziehung zu Dublin, der Vaterstadt, die ihm zum Sinnbild aller menschlichen Sorgen, Wünsche, Leidenschaften im Guten und Bösen, wurde. In einem gewissen Sinne war er nie von Dublin fort und schrieb nie etwas anderes als ein Buch: über Dublin.«

Heinrich Straumann, Trauerrede zu James Joyce, 15. Januar 1941

»Ich bekenne, mit der Haltung der Iren insgesamt gegenüber Joyces Werk nicht vertraut zu sein; in jedem Fall aber gehört Joyce zu Europa sowohl ob seiner Entscheidung, sich dauerhaft dort niederzulassen, als auch ob der distanzierten und denkwürdigen Größe seines Werkes – denn sind nicht Stephen Dedalus und Ulysses-Bloom Typgestalten, die, während sie von irischer Atmosphäre gesättigt sind, von einem weit größeren Horizont sich abheben? In der Literatur gelangt man zum Universellen nur durch das Partikulare, wenn es um Charakterdarstellung geht; und so, ich wiederhole mich, halte ich es für ausnehmend passend, daß diese kosmopolitische Versammlung heute hier zusammentritt, um einem Mann zum letzten Mal Lebewohl zu sagen, der, wo immer er auch zu Hause war (wie eine italienische Zeitung ausführte), keinen kreativen Gedanken im Kopf gehabt zu haben scheint, der nicht aufs Engste mit dem Irland seiner Geburt verbunden war.«

Lord Derwent, britischer Botschafter in Bern, Trauerrede zu James Joyce,
15. Januar 1941

Den Anfang einer Biographie bildet oft das Ende eines Lebens. Als James Joyce am 13. Januar 1941 stirbt, befindet er sich samt Familie und Enkel, doch ohne die Tochter in der neutralen Schweiz. In Europa tobt der Zweite Weltkrieg. Es wird noch gut vier Jahre dauern, bis wieder Frieden herrscht. Für Nora Joyce, die fortan einsam und verarmt in Zürich lebt, ist auch die Jahreswende 1944/1945 wohl kaum ein neuer Start gewesen, doch James Joyces Nachruhm hat bereits zu leuchten begonnen, denn nach einer Einführung in sein Werk von 1941 erscheint 1944 das Romanfragment »Stephen Hero«.

Als Adolf Hitlers Ende naht und in den Konzentrationslagern Millionen Menschen planmäßig ermordet werden, ediert ein Amerikaner den Text, in dem der junge Joyce dem Protagonisten Stephen Daedalus eine Theorie der Epiphanie in den Mund legt. Der Zeitpunkt der Publikation von ›Stephen Hero‹ bezeugt die Widerständigkeit von Joyces Kunst:

Er ging eines Abends, eines nebligen Abends, durch Eccles Street, und all diese Gedanken tanzten den Tanz der Unrast in seinem Hirn, und da inspirierte ihn ein trivialer Vorfall, ein paar glühende Verse zu komponieren, denen er den Titel ›Villanelle der Verführerin‹ gab. Eine junge Dame stand auf den Stufen eines jener braunen Backsteinhäuser, die die reinste Inkarnation der irischen Paralyse zu sein scheinen. Ein junger Herr stützte sich auf den rostigen Zaun des Unterhofs.

In Versen findet Stephen Befreiung von der Lähmung, dem Verfall, dem er im Vorübergehen ausgesetzt ist:

Diese Trivialität [das angehörte Gespräch] brachte ihn auf den Gedanken, viele solcher Momente in einem Epiphanien-Buch zu sammeln. Unter einer Epiphanie verstand er eine jähe geistige Manifestation, in der Vulgarität von Rede oder Geste, oder in einer denkwürdigen Phase des Geistes selber. Er glaubte, [es sei] Aufgabe des [Literaten], diese Epiphanien mit äußerster Sorgfalt aufzuzeichnen, da sie selbst die zerbrechlichsten aller Momente seien.

Als Alltagsphänomen bestimmt und keine göttliche Erscheinung des Herrn wie am 6. Januar, dem Epiphaniastag, an dem orthodoxe und kopptische Christen bis heute Weihnacht feiern, ist die Epiphanie Joyceschen Sinnes sein persönlicher Ausdruck der in der literarischen Tradition »seit der Renaissance immer wieder aufgeworfenen Frage nach der Substanz und Rolle der künstlerischen Phantasie«.¹

1 Im deutschen Sprachraum auf den Mystiker und Naturphilosophen Jakob Böhme zurückgehend, im englischen bei William Blake, William Wordsworth und Walter Pater aufzufinden, ist das Nachdenken über »das Verhältnis zwischen Imagination und empirischer Wirklichkeitsaneignung« unter Joyces Zeitgenossen auch bei Marcel Proust, William Butler Yeats und Virginia Woolf aktuell (s. Wolfgang Iser, »Nachwort« als Separatum, in: James Joyce, ›Stephen der Held‹, übers. v. Klaus Reichert, Berlin (Ost) 1982. Vgl. programmatisch und beide ideologische Ausrichtungen berücksichtigend ders., »Joyce, Eliot und die Idee vom ›unpersönlichen‹ Kunstwerk«, in: ›Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik‹ 27, 1979). Vgl. sehr aufschluß- und kenntnisreich den frühen Band von Umberto Eco, ›Le Poetico di Joyce‹, Mailand 1989 (1962; 1982). Meine

Zugleich erwächst dem Künstler, der Epiphanien erlebt, um sie in Werke der Phantasie zu übersetzen, das notwendige Maß an Freiheit von sozialen wie ästhetischen Fesseln. Im Bewußtsein eigener Freiheit opponiert er nun offen gegen die vereinnahmende, in Konventionen erstarrte Wahrnehmung und Verarbeitung von Wirklichkeit. So scheint in der Joyceschen Epiphanie das Wesen der Dinge durch.

James Joyce, zu Lebzeiten eine umstrittene Berühmtheit, hat posthum weltweit Schulen von Forschern hervorgebracht, hinter deren Wirken allmählich das Anliegen verschwindet, das alle Schreibenden eint: Über das geschriebene Wort suchen sie sich anderen Menschen mitzuteilen. Und je länger immer mehr Vermittler wirken, desto weniger wird erkennbar, daß Joyce stets unmittelbar und als Mensch zu seinen Lesern spricht.

Um dies Leben ganz zu sehen, ist Joyce als eisenbahn- und schiffahrender Odysseus des 20. Jahrhunderts zu schildern, der alles, auch die engste Familie, für das Schreiben in den Dienst nimmt, das eben seinen Akt der Selbstfindung darstellt, der einen persönlich hohen Preis fordert und dennoch bis heute Anhänger findet.

Wie etliche Exilanten in Joyces Lebenszeit hat er ein »tragbares Vaterland« im Gepäck, und seine Leser suchen in der Konfrontation mit der Komplexität seines Werkes stellvertretend die eigenen Wurzeln freizulegen.

Doch den Lesern aus Lust und Laune haben Joyce-Forscher oft nichts zu sagen, da es den Wissenschaften mehr nützt, wenn ihre Mitglieder zueinander und übereinander sprechen, als wenn sie den Dialog mit dem allgemeinen Publikum suchen. Auch die Liebhaber, die sich in deutschsprachigen Ländern wie anderenorts jeweils am 16. Juni zur Feier des »Bloomsday« zusammenfinden, ziehen eher Einzelne, selten die Massen in den Bann.

Wie im Falle der Theologie haben die Exegeten ausgehend von Joyces zunehmend verschlüsselterm Schreiben einen Kode entwickelt, der nur Eingeweihten zugänglich ist. Unterstützt wird dies dadurch, daß die

eigenen Überlegungen zu Joyces Biographie beruhen auf dem Kapitel »Sprache als Literatur: Joyces Bemühungen um literaturkritische und -theoretische Positionen«, in: James Joyce's Own Image. Über die allmähliche Verfertigung der Begriffe »image« und »imagination« beim Schreiben in »A Portrait« und »Ulysses«, Münster 1993.

rechtliche Schutzfrist von Joyces Werk mindestens bis 2011 andauert und konkurrierende Übersetzungen sowie Ausgaben die Ausnahme sind.

Der polyglotte Literaturkritiker George Steiner stellt schon 1969 fest, das Werk Joyces sei »mehr ein Denkmal als eine lebendige Kraft«. Es werden um ihn Kontroversen ausgetragen wie Glaubenskriege oder Familienfehden in aussterbenden Geschlechtern. So verschwindet die Mitteilung, die für Joyce die Hauptsache ist, im Wirrwarr der Vorwürfe und Gegenvorwürfe – ähnlich den Familienstreitigkeiten in nordischen, keltischen und germanischen Sagen.

In dieser Biographie soll es aber darum gehen, wie Joyce ein ganzes Leben der Mitteilung seiner selbst in Worten gewidmet hat. Antony Atkins faßt dies Anliegen so:

Da sitzen Menschen aus freien Stücken einen Großteil ihrer im Wachzustand verbrachten Stunden am Schreibtisch, allein für sich, zu gewöhnlich geringfügigstem Lohn, Zeichen auf eine Seite setzend. Wie machen sie das? Wie bleiben sie am Ball, Stunde um Stunde, Tag für Tag? (Textual Biography)

James Joyce zählt zu jenen »Zeichen-Setzern«, über deren Berufsausübung im »literarischen Feld« viel Material erhalten ist: über Produktionsprozesse der Bücher und deren Übersetzungen in andere Sprachen und über das Schreiben selbst. Die Kontakte mit anderen Autoren, der Dialog mit Bruder Stanislaus und mit Künstlern, Malern wie Musikern, »zeigte[n] ihm, was mit [dem Wort] zu bewerkstelligen war. Die Tatsachen eines Schriftstellerlebens also werden durch das Schreiben anderer berührt« (Max Saunders).

Ausnahmen wie Victor Hugo und Günter Grass, die im 19. und 20. Jahrhundert ob eines »Durchbruchs« in jungen Jahren bei großem Widerstand der Kritikerkaste literarischen wie kommerziellen Erfolg vereinten und trotzdem »absolute Schriftsteller«² sind, bestätigen die Regel, daß geniale Literaten wie Gustave Flaubert und James Joyce sich als »Gestrandete[] auf einer literarischen einsamen Insel« begreifen. Dabei verfertigen sie »die schönste französische [und englische] Prosa [ihres] Jahrhunderts [...] im täglich neuen Kampf des Schreibens gegen den Strom des SCHREIBENS«. Auch daher sei Flaubert »zum VORLÄUFER«

2 Serge André, »Joyce le symptôme, Hugo le fantasme«, *La Part de l'Œil* 4, 1988.